

»SIE GAB UNS IHR HERZ
UND GEWANN DAFÜR
DAS OHR DER BERGBEWohner.«

Ahmet Zogu,
Präsident Albaniens (1925–1928)

Der Arzt verordnete der an Tuberkulose erkrankten Edith Durham, London zu verlassen und sich unter der Sonne des Südens von ihrer Krankheit zu erholen. Sie aber entschied sich für den »Nahen Osten«. Von diesem Moment an, im Sommer 1900, begann ihre lebenslange Liebe und Faszination für den Balkan – und vor allem für Albanien.

1908 reiste sie drei Monate durch die Bergwelt im Norden Albaniens. Eine Gegend, in die zu jener Zeit noch kein westlicher Mann einen Fuß gesetzt hatte, geschweige denn eine Frau. Und in der immer noch Scharmützel zwischen Türken und den für ihre Unabhängigkeit kämpfenden Albanern stattfanden. Sie erlebte kriegsähnliche Zustände, »registrierte aber die Schüsse bald nicht einmal mehr«.

Auch alle Entbehrungen und körperlichen Strapazen nahm die im Herrensattel reitende Durham in Kauf, sie war mutig und unerschrocken – und neugierig, denn »hinter jeder kahlen und grauen Felswand tat sich eine Geschichte auf«: grausame Erzählungen über Leben und Tod, von Blutrache unter Männern, den Emanzipationsbestrebungen »eingeschworener Jungfrauen«, die rituell in die Gesellschaft der Männer aufgenommen wurden. Aufmerksam hörte sie den Geschichten, Sagen, Anekdoten ihrer Gastgeber zu. Überall, wo sie auftrat, war die »ungekrönte Königin der albanischen Berge« willkommen, auch wenn die arme Bevölkerung ihr nicht mehr bieten konnte als »Brot, Salz und unsere Herzen«.

www.verlagshaus-roemerweg.de

ISBN 978-3-7374-0051-0



BROT, SALZ UND UNSERE HERZEN

EDITH DURHAM



EDITH DURHAM

Brot, Salz und
unsere Herzen

Durch Albaniens rauen Norden



ERDMANN

DIE KÜHNE REISENDE

Edith Durham

Brot, Salz und unsere Herzen

Durch Albaniens rauen Norden

Aus dem Englischen
von Christel Dormagen

Mit einem Vorwort von Susanne Gretter

Edith Durham, geboren 1863 in London, starb dort 1944. Sie war die Tochter des Leibarztes von Queen Victoria und fertigte nach ihrem Abschluss an der Royal Academy of Arts Illustrationen für Zeitschriften an. Ihre Reisen durch den Balkan und ihre Reiseberichte sind legendär. Sie war eine profunde Kennerin der Region und setzte sich in zahlreichen Artikeln in englischen Zeitungen für die Unabhängigkeit Albaniens ein. Noch im Alter von 76 Jahren ging sie 1939 in London auf die Straße, um gegen die Okkupation Albaniens durch Mussolinis Truppen zu demonstrieren.

Christel Dormagen, studierte Anglistik und Germanistik. Sie ist Übersetzerin für angelsächsische Literatur, u. a. von Daphne du Maurier, Rose Tremain, Lucy Foley, Vita Sackville-West, Etel Adnan. Außerdem ist sie als Journalistin für Rundfunk und Printmedien tätig. Christel Dormagen lebt in Berlin.

Susanne Gretter studierte Anglistik, Romanistik und Politische Wissenschaft in Tübingen und Berlin. Sie lebt und arbeitet als Verlagslektorin in Berlin. Sie ist Herausgeberin der Reihe DIE KÜHNE REISENDE.



Edith Durham (1863–1944)

INHALT

KÖNIGIN DER BERGE	
Vorwort von Susanne Gretter	7
KASTRATI, SKRELI, GRUDA UND HOTI	21
SELTZE, VUKLI, BOGA, RECHI	67
PULATI – GHOANNI, PLANI, THETHI	101
DIE PROKLETIJA, SHALA UND SUMA	131
DUKAGHINI – DUSHMANI, BERISHA, NIKAI, SHALA	161
GLOSSAR	236

KÖNIGIN DER BERGE

Vorwort

Für Bledar Kola

»Es war in Cetinje, im August 1990, als ich erstmals einen Faden des ›Balkan-Wirrwarrs‹ aufgriff, ohne zu ahnen, wie tief ich später darin verwickelt sein sollte; noch weniger kam mir in den Sinn, wie sehr dieser Wirrwarr schließlich die ganze Welt beeinflussen sollte.«

Edith Durham, 1904

Edith Durham, geboren am 8. April 1863 in London, kam aus einem angesehenen und fortschrittlichen Elternhaus. Der Vater war der Leibarzt von Königin Victoria, die Mutter, eine Schottin, die Tochter von William Ellis, einem Reformpädagogen und Gründer der Birckbeck-Schulen, an denen neben den traditionellen Fächern auch politische Ökonomie unterrichtet wurde. Edith war die Älteste von neun Geschwistern, alle erhielten sie eine hervorragende Ausbildung, auch die Mädchen. Edith, künstlerisch begabt, besuchte zunächst vier Jahre das Bedford College in London und studierte anschließend an der Royal Academy of Art. Ihre Bilder von Reptilien und Fossilien erschienen in *The Cambridge Natural History*. Sie blieb unverheiratet und lebte im Elternhaus. Als der Vater

überraschend 1895 starb, übernahm die 32-Jährige die Pflege der an Tuberkulose erkrankten Mutter. »Die Zukunft, die sich vor mir auftat, bestand aus einer unendlich langen Reihe von Jahren der Monotonie, denen ich unmöglich entrinnen konnte, es war hoffnungslos – vermutlich hätte mir nur noch eine Kugel helfen können.«

Von der Pflege der Mutter erschöpft und inzwischen selbst an Tuberkulose erkrankt, schien die Tochter auf eine handfeste Depression zuzusteuern, und die Ärzte empfahlen dringend einen Orts- und Klimawechsel. Sie fuhr daraufhin aber nicht an die italienische Riviera, wie es »tout London« zu jener Zeit zu tun pflegte, sondern entschied sich für eine Reise in den »Nahen Osten«, wie die Briten die Balkanländer damals nannten.

In Begleitung einer Freundin besteigt sie im August 1900 in Triest einen österreichischen Lloyd-Dampfer, im Gepäck den Baedeker und ein Set mit Malpinseln. Schon unterwegs, schreibt sie später, überkommt sie das Gefühl, »dass das Leben doch der Mühe wert sein könnte, und der Zauber des Nahen Ostens nahm mich gefangen«. In Kotor/Montenegro gingen die Frauen an Land und reisten weiter nach Cetinje, denn »es sei, meinte jeder, Baedeker nicht ausgenommen, geradezu Pflicht, dort hinaufzufahren. Dann konnte man am nächsten Tag wieder herunterfahren und später immer sagen ›Ich habe Montenegro bereist.«

Aber Edith Durham kam und blieb. Sie griff einen »Faden des ›Balkan-Wirrwarrs« auf, gewann die Herzen der Bewohnerinnen und Bewohner des »Nahen Ostens«, wurde zur Advokatin ihrer Belange und ihres Wunschs nach Unabhängigkeit – und zu einer international anerkannten und einflussreichen Balkan-Expertin. 14 Jahre, bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs, wird sie Jahr für Jahr in diese brandgefährliche Gegend zurückkehren, wo sich die unterschiedlichsten politischen, ethnischen und kulturellen Interessen immer wieder gewalt-

sam Bahn brachen – und als Zeitzeugin ihre Erfahrungen und Kenntnisse an die Politiker »zu Hause« weiterreichen und in Zeitungen und Zeitschriften leidenschaftliche Plädoyers halten.

Im Jahr 1900 reist sie durch Montenegro, Bosnien und Herzegowina. Nach London zurückgekehrt, lernt sie Serbisch – später auch Albanisch – und befasst sich intensiv mit der politischen und kulturellen Situation auf dem Balkan. 1901 reist sie nach Albanien, 1902 nach Serbien und Bulgarien, 1903 und 1904 hält sie sich in Mazedonien auf und zieht über Shkodër (früher Skutari) weiter in die abgeschiedenen Dörfer Nordalbaniens – Albanien ist das Land, an das sie ihr Herz verliert und wohin sie immer wieder zurückkehren wird.

Es war um die Mitte des 14. Jahrhunderts, als die Türken begannen, mit Macht nach Europa vorzudringen. Hundert Jahre später hatten sie den gesamten Balkan besetzt und islamisierten ihn fast vollständig.

Als Durham einige Jahrhunderte später mit ihren Expeditionen durch die Balkanländer begann, war die Herrschaft der Osmanen jedoch am Bröckeln. Griechenland hatte sich, noch beschränkt auf ein Teilgebiet des heutigen Griechenlands, von 1821 bis 1829 nach blutigen Kriegsjahren die Unabhängigkeit erkämpft. Nach den Russisch-Türkischen Kriegen 1877/78 zogen sich die osmanischen Truppen aus Serbien, Montenegro und Bulgarien zurück. Bosnien-Herzegowina war 1908 von Österreich-Ungarn annektiert worden. Mazedonien, ein Vielvölkerstaat aus Bulgaren, Serben, Griechen und Albanern wehrte sich 1903 in einem blutigen Aufstand gegen die türkischen Besatzer. Es war jedoch nur der Hass auf die Türken, der sie in der Revolte einte, im Übrigen kämpften die verschiedenen Ethnien und Religionen gegeneinander.

Das politische Machtvakuum, das nach dem sukzessiven Rückzug der Osmanen entstand, versuchten vor allem Russland und Österreich-Ungarn zu füllen.

Andere Mächte schienen vor der unübersichtlichen Gemengelage unterschiedlicher sprachlicher, religiöser und kultureller Gruppen und Nationalitäten zurückzuschrecken.

1912 erklärten Serbien, Griechenland, Bulgarien und Montenegro der Regierung des Osmanischen Reichs (Hohe Pforte) den Krieg und vertrieben die Türken endgültig vom Balkan. Im Anschluss an diesen Ersten brach 1913 sofort der Zweite Balkankrieg aus. Dieses Mal bekämpften sich Serbien, Griechenland, Bulgarien und Montenegro untereinander. Leidtragende dieser Auseinandersetzungen waren vor allem die Albaner, auf deren Kosten die Nachbarländer ihre Territorien erweiterten. Plünderungen durch serbische, montenegrinische und griechische Truppenteile und Freischärler führten zu einem unglaublichen Gemetzel, 200 000 albanische Zivilisten sollen ihm zum Opfer gefallen sein.

Im Mai 1903 erlebte Edith Durham selbst die Zerstörung von Shkodër, der Stadt, die sie so sehr liebte und in die sie bei ihren Reisen immer wieder zurückkehrte, durch montenegrinische Truppen.

Durham betätigt sich als humanitäre Helferin. 1904, nach dem blutigen Aufstand in Mazedonien, bei dem Häuser niedergebrannt, Ernten vernichtet, Zivilisten getötet wurden, versorgt sie die Bevölkerung im Auftrag einer britischen Hilfsorganisation mit Nahrungsmitteln, Kleidern, Medikamenten. Nach den Balkankriegen hilft sie Tausenden von Flüchtlingen. Darüber hinaus arbeitet sie als Kriegsreporterin und Balkankorrespondentin für britische Zeitungen. Sie schickt Petitionen an die britische Regierung und informiert ausländische Diplomaten über die Lage auf dem Balkan.

Lange gehörten ihre Sympathien auch dem serbischen Volk, aber das änderte sich mit dem Zweiten Balkankrieg und den Angriffen der Serben auf die albanischen Nachbarn. Albanien fühlte sich bedroht und von den Großmächten im Stich gelassen. In Edith Durham sahen die Menschen in der Region eine

Heilsbringerin. Noch in den entlegensten Regionen setzten die Bewohner ihre Hoffnung auf sie, rechneten mit ihrer Hilfe.

Im Oktober 1913 reist sie nach London, um vor dem britischen Parlament die Lage der Albaner zu erläutern. Dass es am 30. Mai 1913 auf Vermittlung der europäischen Mächte Großbritannien, Frankreich, Deutschland, Russland, Österreich-Ungarn und Italien zum Londoner Vertrag kommt, mit dem die Unabhängigkeit Albanien (ausgerufen im November 1912) bestätigt wird, ist eindeutig Edith Durhams Verdienst – jedoch nicht mehr als ein Tropfen auf den heißen Stein.

1914 schreibt sie: »Es gibt noch keine Lösung für den Balkan.«

Mit Ausbruch des Ersten Weltkriegs kehrt sie aus Albanien nach England zurück. England hat an der Seite von Serbien und Russland Deutschland den Krieg erklärt, in Albanien ist Edith Durham persona non grata.

In England setzt mit Beginn des Ersten Weltkriegs eine Pro-Serbien-Stimmung ein. Auf dem Balkan hält Serbien zusammen mit Griechenland, Italien, Frankreich, Montenegro und Österreich-Ungarn bis 1918 Albanien besetzt.

Durham lässt sich davon nicht beirren, mischt sich weiter ein. Denn zwar wird nach dem Ende des Weltkriegs Albanien Unabhängigkeit auf der Pariser Friedenskonferenz von 1919/1920 anerkannt, aber bis 1921 halten Serben, Kroaten und Slowenen nordalbanische Orte besetzt und boykottieren die Regierung in Tirana. Dem Einsatz Großbritanniens – und damit wohl auch Edith Durhams – ist es zu verdanken, dass die Unabhängigkeit des Landes von der Pariser Konferenz im November 1921 bestätigt wird.

1921 reist Durham noch einmal nach Albanien. Von Durrës fährt sie mit einer Gruppe junger Amerikaner in einem Wagen des Roten Kreuzes nach Tirana. »Mit Fremden ist Albanien nicht mehr Albanien«, schreibt sie in ihr Tagebuch. Und: »Bin müde. Habe das Gefühl, als gäbe es mein Albanien nicht mehr.«

Wenig später heißt es: »Bin überwältigt von der großen Gastfreundschaft. Plötzlich schreiben sie mir alle eine Bedeutung und eine Macht zu, ich kann damit nicht umgehen. Ich habe gehört, dass sie in einigen Städten jetzt sogar Straßen nach mir benennen.«

Noch Jahre später, 1939, da ist sie 76 Jahre alt, demonstriert sie in London auf der Straße gegen die Okkupation Albaniens durch Italien. (1943 werden die Italiener von der deutschen Wehrmacht abgelöst.) Sie ist krank, kann das Haus bald nicht mehr verlassen. Im Januar 1943 notiert sie: »Ich habe den Albanern versprochen, sie in ihrem Wunsch nach Unabhängigkeit zu unterstützen. Es war ein langer Weg. Einige tapfere Männer, sehr viel jünger als ich, sind auf der Strecke geblieben.«

Am 15. November 1944 stirbt sie in ihrem Haus in London. Im Dezember 1944 ziehen sich die Deutschen aus Albanien zurück. Albanien ist wieder frei. Vorerst. (Am 11. Januar 1946 ruft Ministerpräsident Enver Hoxha die Volksrepublik Albanien aus.)

Ahmet Zogu, von 1925 bis 1928 Präsident Albaniens und von 1928 bis 1939 König der Albaner, würdigt Edith Durham in einem Nachruf:

»Sie hat ihr ganzes Leben Albanien gewidmet. Sie hat uns ihr Herz geschenkt – und die Menschen aus den Bergen haben sie ins Herz geschlossen ... Wir Albaner haben – und werden – die englische Lady nie vergessen. In den Bergen, in denen sie sich so gut auskannte, schallt das Echo ihres Todes von Berg zu Berg.«

Edith Durham hat sieben Bücher publiziert, in denen sie über ihre Reisen durch den Balkan berichtet. Ihr erfolgreichstes Buch, das immer wieder nachgedruckt wurde, ist *High Albania*, das unter dem Titel *Brot, Salz und unsre Herzen. Durch Albaniens rauhen Norden* nun in einer schönen neuen Übersetzung durch Christel Dormagen vorliegt. Es beschreibt ihre Reise

durch die Region Malësia e Madhe, die sich vom Skutarisee und von Rjoll im Westen entlang der montenegrinischen Grenze über das Kir-Tal zum Vermosh-Tal erstreckt und im Süden an den Dukagjin mit dem malerischen Thet-Tal grenzt.

Es beginnt mit ihrem Aufbruch in Shkodër am 8. Mai 1908, wohin sie Ende Juli desselben Jahres zurückkehrt. Es gab Gerüchte über eine neue Verfassung, und Durham, vielleicht getrieben von der Hoffnung, dass diese der albanischen Bevölkerung mehr Mitbestimmung bringen könnte, wollte rechtzeitig in der Bezirkshauptstadt zurück sein. Das Dekret, das dort am 2. August bekannt gegeben wurde, sollte den Übergang von einer absoluten zu einer parlamentarischen Monarchie festschreiben – jedoch unter osmanischer Regie, es handelte sich also um reine Augenwischerei.

Der Weg durch die Berge war mühsam, die einzelnen Ortschaften in der zerklüfteten Berglandschaft nur unter größter Anstrengung zu erreichen. Straßen gab es keine. Eselspfade waren wenig hilfreich, wenn sie bis in den Sommer hinein unter meterhohen Schneebergen verschüttet lagen. Das ganze Gebiet war unzugänglich. Auch für die Osmanen, die in dieser Gegend nie Fuß fassen konnten. Aber der »Königin der Berge« war ihr Ruf noch ins hinterste Bergland vorausgeeilt. Die Bergbewohner empfingen die kurzhaarige Frau, die im Herrensattel unterwegs war und ihre Familien, Häuser, Kirchen, Brunnen, Trachten so schön »schreiben« konnte (sie zeichnete sie), mit größter Herzlichkeit. Auch wenn sie nichts hatten, boten sie ihr »Brot, Salz und unsere Herzen«. Durham ihrerseits ging ganz unvoreingenommen auf sie zu und schreckte auch vor »elenden Bruchbuden, ohne Fenster und pechschwarz in den Ecken« nicht zurück, wo »in einer Ecke ein Schaf festgebunden war und ein Schwein frei herumlief«.

Die Zeit schien hier stehen geblieben zu sein. »Christen sind wir, und Christen waren wir seit jeher! Weder können wir unter dem türkischen Gesetz leben. Noch können wir türkische

Kleidung anlegen. Wir gehorchen dem Kanun des Leka Dukgjin, dem Gesetz der Berge.«

Der Kanun ist ein mittelalterliches Wertesystem, ein mündlich überlieferter Rechkatalog, an den sich alle halten. Überwacht wird die Einhaltung von den Hausvorständen der einzelnen Stämme. Gesetzbücher und Richter gibt es nicht. Es gelten das Ehrenwort und die alte Regel, nach der eine Verletzung der Ehre die Blutrache erfordert, und sei es, wie Durham in ihrem Buch drastisch schildert, gegenüber einem Achtjährigen. Das ganze gesellschaftliche Leben regelt der Kanun. »Das Haus des Albaners gehört Gott und dem Gast«, heißt es dort. Allein das Gastrecht konnte das Reisen im Gebirge sichern. Auch das Verhältnis zwischen Frauen und Männern war streng geregelt: Frauen hatten einen Schritt hinter den Männern zu gehen. Eine untreue Frau musste von ihrem Ehemann erschossen werden, die Kugel dafür steckten die Brauteltern ihm schon bei der Vermählung zu. Andererseits konnten Frauen ein Leben als Mann führen, sofern sie, die sogenannten Schwurjungfrauen, vor zwölf (männlichen) Zeugen schworen, bestimmte Regeln einzuhalten. Mit einer solchen Selbstkasteiung setzten sie für sich die gültigen Regeln der täglichen weiblichen Unterwerfung außer Kraft. Diese Frauen, die rauchten, Männerkleider und Waffen trugen, waren berechtigt, Blutrache zu üben.

»In der Wildnis verlangt es mich nie nach Büchern. Sie sind immer langweilig, verglichen mit den Geschichten, die das Leben zwischen den kahlen grauen Felsen inszeniert«, schreibt Durham. Was sie in ihrem Bericht schildert, sind nicht Inszenierungen, sondern wahre Geschichten über Aberglaube, alte Bräuche, Gastfreundschaft, Stammeswesen, Blutfehden, Schwurjungfrauen, Scharmützel zwischen Christen und Moslems und vieles mehr.

Das albanische Hochland, das Durham sich – als erste Ausländerin – Anfang des 20. Jahrhunderts »eroberte«, ist noch im-

mer wild und rau – und wie aus der Zeit gefallen. Wer sich dorthin aufmacht, wird auf seinen Wanderungen eine einzigartig schöne Landschaft kennenlernen, auf die gastfreundlichsten Menschen treffen, den letzten Schwurjungfrauen begegnen und die neuesten Geschichten über Blutrache hören.

Susanne Gretter

Januar 2020

LITERATUR

- Mary Edith Durham. *Durch das Land der Helden und Hirten. Balkan-Reisen zwischen 1900 und 1908.* Herausgegeben und aus dem Englischen übersetzt von Ingrid Steiner und Dardan Gashi. Wien. Promedia 1995
- Nikolai Antoniadis und Gülek, Nele. *Das helle Herz des Balkans. Geschichten zwischen Adria und Istanbul.* Mit einem Vorwort von Karl-Markus Gauß. Wiesbaden. Corso 2016
- Frank Dietze, Shkëlzen Alite. *Albanien. Städte und Landschaften zwischen Mittelmeer und Balkan.* Berlin. Trescher Verlag 2018
- Elvira Dones. *Hana.* Deutsch von Adrian Giacomelli. Ink Press. Zürich 2017
- Christiane Jaenicke. *Albanien. Ein Länderporträt.* Berlin. Ch. Links Verlag 2019
- Ismail Kadare. *Der zerrissene April.* Roman. Aus dem Albanischen von Joachim Röhm. Fischer Taschenbuch. Frankfurt 2003
- Enis Maci. *Eiscafé Europa. Essays.* Berlin. Suhrkamp Verlag 2018
- Oliver Jens Schmitt. *Die Albaner. Eine Geschichte zwischen Orient und Okzident.* München. C.H.Beck 2018
- Marcus Tanner. *Albania's Mountain Queen. Edith Durham and the Balkans.* London/New York. I.B.Tauris 2014

Meiner Schwester Nellie gewidmet

»Oh, wir sind zurück auf dem Balkan,
Wieder im Land von Glück und Schmerz –
Ganz gleich, ob es stinkt oder bläst oder schneit,
Wir sind zurück auf dem Balkan.
Dort wo, wer lebt, schon morgen tot sein kann,
Mit einem Loch im Herzen oder einer Kugel im Kopf –
Dort wo die Leidenschaften hitzig und rot sind –
Oh, wir sind zurück auf dem Balkan!«

Ein Lied vom Balkan

KASTRATI, SKRELI, GRUDA UND HOTI

Es war Freitag, der 8. Mai 1908, und Skutari schlief – selbst die Hunde lagen noch eng zusammengerollt in den Gassen –, als wir zu Fuß in die graue Morgendämmerung aufbrachen und die Stadt absichtlich über die falsche Straße verließen. Der *kirijee* und die beiden Pferde erwarteten uns draußen vor der Stadt. Und erst jetzt, als wir aufsaßen, begann die Reise tatsächlich für mich.

Es ist ein ganz besonderes Vergnügen, ins Ungewisse hinauszureiten – ein Vergnügen, das sich bei einer zweiten Reise auf derselben Strecke niemals einstellen kann.

Jenseits der Ebene türmten sich in der Ferne malvenfarbene die hohen Berge. Wir folgten dem *kirijee* und lenkten unsere Pferde weg vom holprigen Pfad, ließen sie bis zur Brust in ein Meer aus rosafarbenem, vom Tau weißgrau überzogenem Affodill eintauchen, kämpften uns in einem großen Bogen über Fusha Stojit voran, bis wir das serbische Dorf Vraka erreichten und damit weit jenseits des Gendarmeriepostens waren. Dass diese aufwendige Vorsichtsmaßnahme wirklich nötig war, bezweifle ich allerdings. Ich fand sie wenig angenehm, doch in allen Konsulaten, die ich um Auskunft bat, war mir versichert worden, dass dies die einzige Möglichkeit sei. Sie kostete uns anderthalb Stunden, verschaffte dem *kirijee* jedoch große Genugtuung und verlieh der Expedition auf jeden Fall ein nahöstliches Flair.

Vraka empfing mich heiter, aber wir hielten uns nicht lange bei den mit Kaurischnecken geschmückten Frauen auf, son-

dern zogen rasch weiter. Hinter Kopluku, dem Ort eines kleinen muslimischen Stamms, steigt die Ebene an und wird in Teilen felsig. Ihr Name Pustopoj, offensichtlich eine Verballhornung des serbischen *pustopolje* (wüstenartiges Land), erinnert an vergangene serbische Zeiten.

Hier verlor der *kirijee* die Orientierung. Anderthalb Stunden lang irrten wir ratlos umher, bis wir auf das trockene Flussbett des Proni Thaat stießen, ihm folgten und zu der Brücke – Ura Zais – gelangten, die ihn überspannt, und schließlich zu einem *han*.

Weil wir einen Bogen um Ezzad Beys Gendarmerie geschlagen und uns außerdem noch verlaufen hatten, waren wir nicht besonders weit gekommen. Es war inzwischen schon nach zwölf Uhr, und so machten wir Halt für ein Mittagmahl.

Ein *han* ist gewöhnlich ein maroder Schuppen, der in England nicht einmal für die Kuh einer besseren Familie gut genug wäre. Sein Fenster ist vergittert, und die hölzerne Klappe, mit der er nachts geschlossen wird, ist über Tag heruntergelassen und bildet so eine Art Brett, auf dem Bewohner und Reisende sich im Schneidersitz niederlassen. Im Innern harren Regale voller Flaschen und ein oder zwei Fässer in der Dunkelheit. Möbel gibt es nicht, und der Fußboden besteht aus Muttererde.

Freunde in der Not gehen hundert auf ein Lot. Reisende schimpfen gern über den »elenden türkischen *han*«. All seine Unzulänglichkeiten habe ich jedoch längst vergessen und erinnere mich nur noch an die vielen Male, wenn ich dort klatschnass und erschöpft hineinstolperte und er mich wärmte und trocknete und mit Kaffee und *rakia* zu neuem Leben erweckte. Er hat alles für mich getan, was ihm möglich war – was mehr ist, als sich von sämtlichen vom Baedeker ausgezeichneten Hotels sagen lässt.

Zusammen mit anderen Reisenden, lauter *Skreli*-Männern, hockten wir unter einer schlichten Pergola aus Ästen. Der lebhaftige *hanjee* plauderte auf Albanisch und Serbisch drauflos.

Sein Vorgänger sei vor dreizehn Jahren aus Blutrache erschossen worden – dort, neben dem Weg, liege sein Grab. Das Gespräch drehte sich nun um *ghak* (Blut). Sie betrachteten es von allen Seiten – von der ernsten bis zur komischen –, vor allem aber aus dem Blickwinkel eines Mannes, bei dem die Blutrache zum Leben gehört.

Und man muss die Blutrache auch unter diesem Gesichtspunkt sehen, um sie zu verstehen. Nicht nur bei Journalisten ist es Mode, von den »gesetzlosen Albanern« zu sprechen. Dabei leidet wahrscheinlich kein anderes Volk in Europa so sehr unter der Tyrannei seiner Gesetze.

Das ungeschriebene Gesetz des Bluts ist für den Albaner das, was die Furie in der griechischen Tragödie ist. Es führt ihn unerbittlich in sein Verhängnis. Der Fluch des Bluts liegt seit dem Tag seiner Geburt über ihm, und er schickt ihn in sein frühes Grab. So selbstverständlich ist ein albanischer Mann an das Schießen oder Erschossenwerden gewöhnt, dass es ihn in seinem Lebensgefühl ebenso wenig stört, wie der Satz »Alle Menschen sind sterblich« dem wohlgenährten Geschäftsmann in Westeuropa den Appetit verdirbt.

Ein Mann, dessen Ehre beschmutzt worden ist, muss sie reinigen. Solange er das nicht getan hat, ist er in den Augen aller entwürdigt – ein von seinen Freunden Ausgestoßener, bei allen Zusammenkünften mit Verachtung Gestrafter. Wenn die Leute ihm schließlich das Glas mit *rakia* nur noch ganz verstohlen in die Hand drücken, kann er sich nicht mehr bei ihnen sehen lassen, und um seine Ehre wiederherzustellen, tötet er.

Und falls Sie, die Sie dieses Buch lesen, sich entsetzt über die »Sitten der Wilden« äußern sollten, möchte ich Sie daran erinnern, dass wir dasselbe Spiel, nur in sehr viel größerem Maßstab, spielen. Wir nennen es Krieg. Und weder »Blut« noch Krieg lassen sich pauschal verdammen.

Der *hanjee* erzählte, dass sich vor wenigen Tagen zwei Männer, Blutsfeinde (die er mit Namen nannte), zufällig in seinem

han begegnet seien. Da sie in Gesellschaft von Freunden waren und sich unter demselben Dach befanden, gehörte es sich nicht, zu schießen. Sie tranken Kaffee miteinander und wurden einander so sympathisch, dass sie schworen, für sechs Wochen Frieden zu bewahren. Die versammelte Gesellschaft hielt das für einen ausgezeichneten Witz und lachte herzlich.

Nachdem wir unser Rührei mit Scheiben von gebratenem Schafskäse aufgegessen hatten, brachen wir nach Bratoshi in Kastrati Sypermi (oberes Kastrati) auf und betraten schon bald Kastratiland.

Der Pfad wand sich einen Berghang aus nackten grauen Felsen hinauf. Die Pferde, kaum mehr als arme Klepper, waren vollkommen erschöpft und mussten den Rest der Strecke an der Leine geführt werden. Weiter unten lag, wie ein Garten, die fruchtbare Ebene des unteren Kastrati, und der Skutarisee funkelte silbern im Nachmittagslicht. Als wir endlich die Kirche von Bratoshi erreichten, waren wir dreizehn Stunden unterwegs gewesen, und *aksham*, die Zeit der Abenddämmerung, war vorbei.

Der dort zuständige junge Franziskaner hieß uns sehr herzlich willkommen, und seine bezaubernde alte Mutter wuselte eifrig umher, um das Abendessen vorzubereiten.

Der Name Kastrati soll sich vom lateinischen *castrum* (Festung) herleiten, was nicht unwahrscheinlich ist, denn die Hauptstraße von Scodra nach Dioclea muss durch das untere Kastrati geführt haben, und man benötigte Wachposten, um sie zu sichern.

Die Stammesangehörigen wiederum erzählen, ihr Name komme von ihrem Helden, George Kastrioti, dem großen Skenderbeg. »Als Skenderbeg starb, saßen wir am Wegesrand und weinten. Der Türke kam vorbei und sagte: ›Warum weint ihr!‹, und wir sagten: ›Wir weinen, weil wir unser Schwert verloren haben!‹ Und er sagte: ›Ich will euer Hauptschwert sein (*Sergherdé*).‹

Dann las er uns das Sheriat (das türkische Gesetz) vor und sagte: ›Ihr müsst euren Kummer beenden. Legt eure schwarze *ghurdi* ab (die schwarze, kurze Jacke, die der Tradition zufolge das Trauergewand für George Skenderbeg ist und nach ihm benannt wurde) und zieht die türkische Ghiube an.‹

›Aber‹, sagten wir, ›Christen sind wir, und Christen waren wir seit jeher! Weder können wir unter dem türkischen Gesetz leben. Noch können wir türkische Kleidung anlegen. Wir gehorchen dem *Kanun* des Lekë Dukagjini.‹ Dann überreichte er uns die Weste, die wir immer noch *jelek* nennen, und sagte: *Je Lek* (Ihr seid *Lek*.) ›Und so kamen wir unter die Türken.‹ Diese kuriose kleine Geschichte mit ihrer fantastischen Etymologie ist höchst interessant, insofern sie Skenderbeg eindeutig mit einem Stamm aus dem Norden verbindet. Denn es ist eher wahrscheinlich, dass er seinen Namen von dem Ort hat, als dass der Ort seinen Namen von ihm hat.

Kastrati besteht aus nur einem *bariak* mit fünfhundert Häusern und verfügt, wie alle Stammesgemeinschaften, über eine konkrete Herkunftslegende. Danach hat sie ihren Ursprung in dem berühmten kriegerischen Volksstamm, den Drekalovich von Kuchi, die wiederum von den Berisha abstammen, einem der ältesten und traditionsreichsten aller albanischen Stämme. Kuchi liegt seit dem Krieg von 1876–77 politisch innerhalb der montenegrinischen Grenzen. Tatsächlich schloss es sich schon 1835 Montenegro an, widersetzte sich allerdings – zusammen mit Piperi, einem weiteren Stamm mit zumindest teilweise albanischem Blut, – 1845, als Prinz Danilo versuchte, sie zum Steuern zahlen zu zwingen. Die Revolte wurde niedergeschlagen, aber später lehnte Kuchi sich dann doch wieder auf. Montenegro verdankt die nachfolgende Aneignung des Territoriums dem Heldenmut und dem militärischen Geschick von Marko Drekalovich, der sich, nachdem er den Türken von Podgoritza jahrelang das Leben schwer gemacht hatte, nach der Kriegserklärung gegen die Türken mitsamt seiner Sippe

den Truppen von Prinz Nikola anschloss, weil er die Türkenherrschaft leid war. Er liegt auf den Höhen von Medun begraben, jener türkischen Festung, die er nach einer heftigen Belagerung eroberte. Sein Name ist sowohl in Albanien wie in Montenegro berühmt.

Die Kuchi sprechen heute vorwiegend (ausschließlich?) Serbisch und sind orthodox. Seit wann sie es sind, weiß ich nicht.

Von Drekalovich kam dann, »vor langer Zeit«, ein gewisser Delti mit seinen sieben Söhnen in das Land Kastrati. Sie bekämpften die Menschen, angeblich Serben, die sie dort vorfanden, erschlugen sie, nahmen ihnen das Land und ließen sich selbst dort nieder. Heute bilden die Abkömmlinge dieser sieben Delti-Söhne die dreihundert Häuser von Kastrati. Die restlichen zweihundert sind gemischter Herkunft. Einige sollen, was zweifellos zutrifft, von den eroberten Serben abstammen. Sie alle sind jetzt Katholiken oder Moslems und sprechen Albanisch, aber die serbischen Namen, insbesondere Popovich, verraten, dass das nicht immer so war.

Einem möglichen Datum am nächsten brachte mich die Information, die Kirche von Gruda, die älteste in *Maltsia e madhe*, sei 380 Jahre alt und die Kirche von Bratoshi Kastrati – die drittälteste –, sei bald nachdem die Delti sich niederließen, errichtet worden. Diese klare Aussage, die Delti seien vor weniger als 380 Jahren hier angekommen, ist insofern hochinteressant, als sie, anders als die weit verbreitete Skenderbeg-Geschichte, deren Ankunft auf die Zeit nach Skenderbegs Tod (1467) verlegt.

Skenderbegs Herkunft ist in Dunkel gehüllt. Viele Orte reklamieren ihn für sich. Laut jüngsten Forschungen (siehe Ludwig von Pastor: *Leben der Päpste und G.F. Hertzberg: Geschichte der Byzantiner und des Osmanischen Reiches*) war Skenderbeg slawischer Herkunft, verbrachte sein Leben in den heimischen Bergen und kam zu Ruhm, als er 1444 die Türken bei Debra schlug und Albanien in die Unabhängigkeit führte. Die Ge-

schichte seiner Gefangenschaft unter den Türken ist mythisch. Dufresne du Cange nennt, Flavius Comnenus zitierend, einen gewissen »Constantinus Castriotus, cognomento Meserechus, Aemathiae et Castoriae Princeps« als Skenderbegs Urgroßvater.

Meserechus ist mit Sicherheit das moderne Mazreku, heute eine Kirchengemeinde von Pulati. Und wenn man unter Aemathiae Matija versteht, dann spräche das sehr stark dafür, dass Skenderbegs Vater der Herr von Kroja war, weil Matija kurz hinter Kroja liegt. Diese beiden Namen sowie die Tatsache, dass er Katholik war, verbinden ihn eindeutig mit dem Norden und machen die weitverbreitete Legende, er stamme aus Castoria im Südosten, äußerst unwahrscheinlich.

Wenn die Familie dagegen aus Kastrati stammte, würde die Überlieferung, dass die slawischen Einwohner überwältigt und durch die albanischen Kuchi ersetzt wurden, die Tatsache erklären, dass dort keine andere verbindliche Erzählung über Skenderbeg als die von mir zitierte existiert.

Es ist eine interessante Tatsache, dass in den Adern der meisten gefeierten Führer Nordalbanien und Montenegros sowohl serbisches als auch albanisches Blut geflossen zu sein scheint.

Ich bin in Kastrati auf Leute gestoßen, die den Tag verfluchten, an dem man der Herrschaft des Stammes, gemischt mit der des *Djibal*, dem Gesetz der Berge, zugestimmt hatte.

Ich hatte schon im *han* erfahren, wieso Skutari die Erlaubnis für eine Reise durch die Berge verweigert hatte. Die Stämme von *Maltsia e madhe*, verärgert über Schahir Bey, den derzeitigen *Sergherdé*, befanden sich in offenem Widerstand. Ihre Vorwürfe gegen ihn waren zahlreich und bitter, und sie schworen, sie würden seine Herrschaft beenden.

Eigentlich hatte ich einige Tage in Bratoshi bleiben wollen, doch man riet mir dringend, sofort nach Skreli weiterzureisen, wo das Fest der Translation des Stammesheiligen, St. Nikolas, stattfinden und die Stämme sich in ihren prächtigsten Gewän-

dern versammeln würden. Und da alle Welt sich nach Skreli begab, begab auch ich mich nach Skreli. In unserer Reisegesellschaft befand sich ein Kastrati-Mann aus Podgoritza in Montenegro, von wo er vor einigen Jahren wegen der Blutrache geflohen war. Er sprach gut Serbisch und war bester Stimmung, denn die Tatsache, dass er mit dem Besuch des Fests sein Leben riskierte, verlieh seinem Ausflug offenbar die besondere Würze.

»Wie viele haben Sie denn getötet?«, fragte ich. »Acht – bis heute«, sagte er vergnügt. Ein Moslem habe einen seiner Söhne erschossen, woraufhin er vier nahe Verwandte des Moslems erschossen und sich über die Grenze davongemacht habe. Das gefiel ihm sehr. Dem Moslem würde das sehr viel mehr ausmachen als selbst erschossen zu werden. Er machte sich lustig über seine Stammesbrüder: »Wilde Leute«, sagte er.

»Sind Sie nicht auch wild?«, fragte ich. »Nein, nein«, erwiderte er und fügte mit einem strahlenden Lächeln hinzu: »Aber ich habe viele Menschen getötet. Christen und Moslems, und so Gott will, werde ich noch einige mehr erschießen. Und nun werde ich zu St. Nikolas beten gehen.«

Er hatte einen Sohn, der als montenegrinischer Polizist ausgebildet wurde, und pries laut den Prinzen Nikola. Seine Enkel werden wahrscheinlich orthodox und serbischsprachig sein, und seine Urenkel werden schwören, sie seien schon seit Anbeginn der Zeiten Serben gewesen. Und auf diese Weise entstehen seit Jahrhunderten die Balkanvölker.

Der Weg nach Brzheta führte über Geröll hinauf zum Bergkamm, wo eine klobige Mauer die Grenze zwischen Kastrati und Skreli kennzeichnete, und danach in steinigem Zickzack wieder abwärts – zu steil für die Pferde, die geführt werden mussten. Kirche und Pfarrhaus standen im Flusstal des Proni Thaat. Der Priester von Skreli, dessen eigener Bischof ihn als »klein, aber schrecklich« beschreibt, vibrierte vor Energie und Liebenswürdigkeit und steckte mitten in umfassenden Vor-

bereitungen für die erwarteten Gäste. An einem Festtag, erklärte der Priester, spielten drei Personen mehr oder weniger keine Rolle, er werde irgendwo eine Unterkunft für mich aufreiben.

Jenseits der grünen Talsenke erhob sich schneebedeckt die Mauer des Gebirges, das Skreli von den Pulati-Stämmen trennt. Der Name Skreli erzählt eine Geschichte über die Herkunft von Bosnien.

Ich zog los und besuchte die Menschen. Die meisten waren freundlich und ließen mich begeistert ihre Häuser »schreiben«. Die Häuser sind aus Stein, haben aber Ziegeldächer. Das Erdgeschoss ist der Stall. Den Wohnraum darüber erreicht man über eine steinerne oder hölzerne Außentreppe, die oft zu einem großen, überdachten Balkon führt. Fenster sind rar und klein. Das Feuer wird an einem Ende des Zimmers in einem offenen Herd entzündet, wobei der Rauch durch das unabgedichtete Dach entweicht. Hinter dem Herd gibt es eine Nische in der Wand für die Kochutensilien. Viele Häuser haben eine Speisekammer aus Flechtwerk, die auf Pfosten im Hof steht und in der vor allem Milch aufbewahrt wird. In allen Häusern wurden Gäste erwartet.

Am Abend begannen die Gäste des Priesters einzutrudeln – zwei Franziskaner, zwei Priester und, nicht zuletzt, der stellvertretende Erzbischof von Skutari –, und der Spaß begann. Sobald die Besucher mit ihren Bediensteten in Rufnähe waren, brüllten sie laut, um ihren Gastgeber zu begrüßen.

Der Priester von Skreli stürzte dann wie wild ans Fenster, lehnte sich gefährlich weit hinaus, brüllte zurück und schoss gleichzeitig seinen Revolver leer. Der sich nähernde Besucher antwortete mit einer Salve, ritt mit großem Hufgeklapper vors Haus, sauste die Treppe hinauf und half mit beim Brüllen und Feuern zur Begrüßung des nächsten Ankömmlings. Sie waren alle jung und gerade in bester Laune – denn ein Priester, der ins Gebirge versetzt wird, hat sehr wenig fröhliche Abwechs-

lung in seinem Leben –, als der Erzbischof höchstselbst aufkreuzte. Als er sie da oben versammelt fand, gab er sich anfangs sehr streng, weil der Festtag am nächsten Morgen ein Sonntag war, und ohne seine Erlaubnis durfte an einem Sonntag niemand seiner eigenen Gemeinde fernbleiben. Doch alle anwesenden Priester schworen, dass ihre Gemeindemitglieder sämtlich zum Fest erscheinen würden und es von daher ihre Pflicht sei, sie zu begleiten und sich dort um sie zu kümmern. Und bald schon war der Erzbischof genauso festlich gestimmt wie alle andern. Unterdessen trafen auch in allen anderen Häusern die Gäste ein, und ein ununterbrochenes Gewehrfeuer zerriss zischend die Stille des Tals.

Endlich ließen wir uns zum Abendessen nieder und bildeten insgesamt eine äußerst geistliche Gesellschaft. Ich selbst saß zur Rechten des Erzbischofs, als einzige Frau unter sechs Kirchenmännern. Doch sie alle sprachen irgendeine Sprache, die auch ich beherrschte, waren unendlich freundlich und luden mich sämtlich ein, ihre jeweiligen Stämme zu besuchen.

Nach dem Essen gab es ein gemeinsames Singen mit den typischen albanischen Liedern, die mit nichts zu vergleichen sind. Die albanische Tonleiter entspricht nicht der modernen europäischen, sondern besteht aus lauter Halbtönen und noch allem Denkbaren dazwischen. Die Musik hat auch keine getaktete Zeitstruktur. Der Rhythmus ist mal schnell, mal verzögert, je nach dem Verhältnis des Sängers zum Dramatischen, und die Worte werden unglaublich in die Länge gezogen, über endlose winzige Schleifen und Auf- und Ab-Bewegungen, was kaum eine englische Kehle nachmachen könnte. Für den Uneingeweihten scheinen die Lieder nirgendwo zu beginnen und irgendwo zu enden, bis das Ohr nach einigen Wochen, gewissermaßen an eine neue Sprache gewöhnt, sowohl Melodie als auch Rhythmus zu erkennen beginnt, und Lieder, die anfangs alle gleich klangen, unterscheidbar werden. Sie sind sehr speziell und eigen und nicht ohne Charme. Gesungen werden sie

aus vollem Halse und mit künstlicher Stimme, hoch bei Männern und tief bei Frauen. Die beiden Geschlechter singen so ähnlich, dass ich einmal die Stimme eines dreizehnjährigen Mädchens, das im Nachbarzimmer sang, für die eines Mannes hielt. Ihre erfreuten Eltern sagten: »Ja, sie hat wirklich eine sehr schöne Stimme.«

Mein albanischer Begleiter Marko und die Kirchenmänner besaßen alle gewaltige Stimmen, die das Dach zum Erzittern brachten. Ein Lied handelte von einer Witwe mit zwei Söhnen. Der Ältere ging in die Berge und wurde Räuber. Seine Mutter glaubte, er sei tot. Der Jüngere blieb bei ihr, aber als er wegen seiner Geschäfte übers Gebirge gehen musste, wurde er aus dem Hinterhalt angeschossen und tödlich verletzt. Als er im Sterben lag, erkannten die beiden Brüder einander wieder. Entsetzt wollte der Ältere sich selbst erschießen, da rief der Jüngere: »Töte nicht auch noch den zweiten Sohn unserer Mutter. Geh zu ihr und sag ihr, ich sei in ein fernes Land gezogen und dass du jetzt bei ihr bleiben würdest.« Er starb, und der Räuber kehrte nach Hause zurück.

Ein anderes handelte von einem jungen Mann, der einen Freund besuchte. Er klopfte mit dem Kolben seines Revolvers an dessen Tür. Dabei löste sich ein Schuss aus der Waffe und tötete ihn. Das Lied beklagte sein Schicksal.

Das Fest fiel eigentlich auf den Samstag. Es wurde aber am Sonntag begangen, weil der Samstag ein Fastentag ist und man nicht ohne gebratenen Hammel feiern kann. Am frühen Sonntagmorgen strömte ein Teil der Besucher wie ein lebendiger Wasserfall im Zickzack die Berge herab, und ein anderer Teil näherte sich herdenweise aus den Tälern – von Hoti, von Kastrati und Boga, alle in ihrem festlichsten Aufzug –, die Männer zuerst, die Frauen hinterher. Immer wenn eine Gruppe in Sichtweite der Kirche angelangt war, rief sie nach dem Priester; und peng, peng, peng gingen fünfzig Gewehre auf einmal los; wusch flogen die Kugeln; plopp, plopp, plopp ant-

wortete der alte Sechslader des Priesters. Und noch bevor es Mittag wurde, wimmelte das Versammlungsgelände rund um die Kirche von den prächtigsten Exemplaren der Menschheit. Wer nur Skutari besucht, bekommt selten den echten Mann der Berge zu Gesicht – entweder befindet er sich gerade im Krieg mit der Regierung oder er schuldet Blut, und dann schickt er seine Frauen in die Stadt, die für ihn seine Geschäfte erledigen.

Die Etikette verlangte, dass die Skreli-Leute als Gastgeber nicht ihre besten Kleider tragen sollten, der Pfauenauftritt gehörte allein den Gästen. Und als Pfauen zeigten sie sich wahrhaftig. Viele führten herrliche, silberbeschlagene Waffen mit sich, und obwohl sie Revolver trugen, hatten sie »zum Angeben« große silberne Stöcke im Gürtel stecken. Schneeweiße Kopfbedeckungen blitzten in der Sonne – scharlachrote und goldene *djemadans* und *jelchs*, der kurze, schwarze *ghurdi* und die herrlich dekorative schwarze Stickerei auf den eng sitzenden *chakshir* (Hosen) sowie Uhr und Pistolenketten aus schwerem Silber – üppig mit falschen Rubinen und Türkisen besetzt, die der Mann der Berge liebt –, all das brachte die schlanken, geschmeidigen Gestalten aufs Vorteilhafteste zur Geltung. Die Mehrheit gehörte zu dem Typus der Männer mit langem Gesicht und Adlernase, ausgeprägtem Kinn, schräg abfallenden Augenbrauen, die einen mit Haselnussaugen und braunem Haar, die anderen mit graublauen Augen und blondem Haar. Alle hatten geschorene Häupter, wobei der ausgesparte ungeschorene Teil in Form und Position variierte. Wer solche Haarschöpfe studieren will, muss kirchliche Feste besuchen. Nur dort kann man häufig unbedeckte Häupter sehen.

Über die Kopfbedeckung sagen die Christen in Skutari immer: »Die haben sie von den Türken.« Aber ein gewisser Henry Blunt erwähnt 1650 eine eigenartige Legende, die besagt, die Kopfbedeckung stamme aus der Schlacht bei den Thermopylen, werde seither durchgehend getragen und sei ihrerseits von

den Türken übernommen. Das ist interessant, auch wenn der Teil mit den Thermopylen zweifellos ein Märchen ist. Aber sie zeigt, dass man schon um 1650 glaubte, diese Art der Kopfbedeckung habe es in Europa lange vor den Türken gegeben.

Die Frauen, die hinter den Männern her zogen, verhüllen ihren Kopf ebenfalls. Und sie sind ebenfalls rund um die Schläfen geschoren. Ihre Gesichter wirken außerordentlich lang und fast ausdruckslos. Manche Frauen sind auch noch am Haaransatz streifenförmig geschoren, aber dieser geschorene Streifen ist häufig durch einen Pony bedeckt. Das ist das einzige an Haar, was man sieht, und es ist immer dunkel, durch Färbung oder durch Öl. Unverheiratete Mädchen haben häufig ziemlich blondes Haar.

Mädchen und Frauen kleiden sich unterschiedlich. Die Kleider der Mädchen sind aus dickem, steifem, weißem Wollstoff mit schwarzen Querstreifen. Rock und Mieder sind miteinander verbunden, und das Mieder ist an den Seiten offen. Die Obergewänder sind bei Männern wie Frauen in den Achseln gewöhnlich offen, damit Luft durchdringen kann.

Unter dem Kleid tragen die Frauen und Mädchen dieser Gegend ein Hemd mit langen Ärmeln und sonst nichts außer den gestrickten langen Strümpfen mit fantasievollen Mustern in Rot und Schwarz oder Schwarz und Weiß. Verheiratete Frauen tragen einen schwarzen glockenförmigen Rock aus steifem, schwerem Wollstoff mit Streifen in stumpfem Purpurrot (selbst gefärbt) oder Violett (in Skutari gekauft). Das Mieder ist an den Seiten offen, und dicke, stark befranste Achselklappen bedecken die Schultern. Über dem Rock sitzt eine schwere, gestreifte Schürze aus demselben Stoff. Und um die Taille wird ein großer Ledergürtel getragen, dicht mit kleinen Nägeln besetzt und zwischen 12 und 15 Zentimetern breit. Eine ungeeignere Kleidung für verheiratete Frauen lässt sich kaum denken. Auf dem Kopf sitzt stets eine flache schwarze Kappe, in die oben in versilberter Filigranarbeit ein einfacher oder

doppelter Halbmond eingestickt ist. Oder sie ist mit einem ähnlichen Muster aus Goldfäden geschmückt. Diesen Halbmond hätten ihre Kappen schon immer getragen, sagen die christlichen Frauen, er sei nicht türkisch. Damit haben sie wahrscheinlich sogar recht. Halbmond und Sonne erscheinen bei diesen christlichen Stammesvölkern sehr häufig zusammen mit dem Kreuz als Muster bei Tätowierungen. Das scheinen Relikte eines alten, vorchristlichen Glaubens zu sein, der absolut nichts mit dem Islam zu tun hat. Die Moslems tätowieren keinen Halbmond, sondern ein doppeltes Dreieck.

Die Glocke läutete, und die Kirche wurde proppenvoll. Die Sitzplätze waren den Gästen überlassen worden, und die meisten Leute vom Skreli-Stamm knieten draußen vor der Kirche.

Für das Fest hatte man für eine Woche *besa* geschworen, und so konnten sich alle Blutsfeinde als Freunde begegnen.

Nach dem Gottesdienst gab es einen Sturm auf die Gewehre, die draußen gestapelt waren; und es begann ein Schießwettbewerb, zusätzlich begleitet von einer allgemeinen Schießerei. Alle waren höchst fröhlich und liebenswürdig, und es war kaum zu glauben, dass fast jeder jedem Blut schuldete, als Täter oder als Opfer.

Gegen drei Uhr zerstreuten sich die Versammelten mit erstaunlicher Geschwindigkeit, um mit ihren Skreli-Gastgebern zu speisen. Die fröhliche Schießerei sollte noch bis spät in die Nacht dauern, doch kein Unfall trübte die *festa*. Nicht immer enden *festas* unter den wilderen Stämmen allerdings so glimpflich. Der Erzbischof erzählte, dass während eines Fests des Schutzheiligen vor seiner Kirche – er war damals noch Gemeindepriester eines Pulati-Stamms – sieben Männer erschossen worden waren.

Da es weder Heu noch Getreide gab, waren die Pferde der gesamten Gesellschaft unterdessen zum Grasens ins Gelände geschickt worden. Und so erwachten wir in einer pferdelosen Morgendämmerung. Die kräftigen geistlichen Rösser, die es

nicht lustig fanden, an einem Festtag zu fasten, waren auf der Suche nach nahrhafterer Kost allesamt in die Ferne entschwunden, darunter auch das des Erzbischofs.

Meine bescheidenen *kirijec*-Pferde, die über keine überschüssige Energie verfügten, wurden schon nach einer Stunde gefunden. Und so ließen wir die untröstlichen pferdelosen Kirchenmänner auf dem Balkon zurück und machten uns auf ins untere Kastrati, zusammen mit einem Kastrati-Mann als Führer, dem Bruder des Mannes, der uns hergebracht hatte – einem lebhaften Kerl mit geschorenen Schläfen und Haaren, die in einem glatten Vorhang über seiner rasierten Stirn klebten.

Er hatte die *festa* ungeheuer genossen und seine gesamten Patronen verfeuert – vierzig Stück. Mehr besitzen die meisten Männer nicht. Sie kaufen Zündhütchen und Pulver, gießen sich ihre eigenen Kugeln und füllen ihre leeren Patronenhülsen immer wieder nach. Das Martini-Gewehr ist hauptsächlich deshalb so beliebt, weil seine Patronenhülsen sich so einfach nachfüllen lassen. Als Schnellfeuergewehr ist es natürlich nicht mit der Mauser zu vergleichen. Aber die Martini verursacht sehr viel schlimmere Wunden und bringt das Opfer tatsächlich zu Fall, während die Mauser das nicht immer schafft. Und da es in den Bergen reichlich Deckungsmöglichkeiten für einen Schuss aus der Nähe gibt, hat die Martini jede Menge Bewunderer. Viele haben mir berichtet, dass für eine richtig gute altmodische Wunde das gute alte Steinschlossgewehr, fest gestopft mit einer Portion Pulver und gefüllt mit einer gewaltigen Kugel sowie Nägeln und weiteren Objekten der Wahl, bei einem Schuss aus der Nähe eine sichere Sache sei.

Wir durchquerten das Flusstal des Proni Thaat, einen schmalen Streifen kultivierten Lands, der mit Mais und Tabak bepflanzt und zu beiden Seiten von grauem, trostlosem Karst flankiert war. Dieses kahle Gebirge wird sich wohl wirklich nur durch jahrhundertlanges Aufforsten kultivieren lassen. Unterwegs kamen wir an einem christlichen Grab vorbei, das

mit einem Kreuz und dem primitiven Relief eines gesattelten Pferds geschmückt war. Der Führer und mein *kirijee* erklärten mir, es sei Sitte, das Lieblingpferd eines Mannes auf seinen Grabstein zu weißeln. Ob das womöglich auf die Zeiten hinweist, als das Kriegspferd noch zusammen mit seinem Reiter begraben wurde?

Ich sah weitere Beispiele solcher Gräber.

Bei Ura Zais verließen wir den Fluss und zogen über die platte Ebene nach Baitza. Es ging vorbei an üppigen Feldern, die durch Pferdeschädel auf Pfählen oder deren modernen Ersatz, verbeulten weiß gestrichenen Benzinkanistern, gegen den Bösen Blick geschützt wurden. Ein Kreuz gewährte zusätzliche Sicherheit.

Die Kirche und das Pfarrhaus von Baitz stehen auf einem hübsch ebenen Stück Land, kaum höher gelegen als die Seeoberfläche, das vor Feldfrüchten, Kirschen, Feigen und Mandeln nur so strotzt, aber im Sommer von der Malaria heimgesucht wird.

Der Kirchturm trägt den Namen des Erbauers, Selim aus Debra.

Die besten Baumeister in Nordalbanien sind nämlich Moslems aus Debra: albanischsprachige kleine dunkle Männer. Sie tragen allerdings die *dolama* (den langen Mantel) der Slawen, gegürtet mit einer orangefarbenen Schärpe.

Obwohl wahrscheinlich selber gemischten Bluts, sind die Moslems von Debra einige der schärfsten Verfolger der Slawen und hauptsächlich für den schlechten Ruf der Albaner in England verantwortlich.

Auf dem Friedhof steht ein Kreuz, das in vielen Teilen des Landes verbreitet ist. Jeweils ein grob gemeißelter Vogel hockt auf den Querarmen und einer oben auf der Spitze. Die Einheimischen sagen, der Vogel sei ein *pllum* (eine Taube) und er sei *per bukur* (für die Schönheit). Eigentlich dient er aber auch nur der Abwehr von *Syy kec* (dem Bösen Blick). Ansonsten ist auf

der gesamten Balkanhalbinsel der Hahn der dafür zuständige Vogel. So zierte ein bizarrer kleiner hahnähnlicher Vogel die Haarbänder der herzegowinischen Frauen. Es ist durchaus möglich, dass die Taube – traditionell das Symbol für den Heiligen Geist – auf christlichen Gräbern den einstigen magischen Vogel ersetzt hat. Aber taubenähnliche bronzene Schaftringe tauchen auch auf frühen bosnischen Gräbern auf.

Christen und Moslems – von letzteren lebt eine beträchtliche Menge im unteren Kastrati – verkehren absolut freundlich miteinander. *Innerhalb* eines Stamms werden niemals Menschen aus religiösen Gründen verfolgt. Solcherlei Vorfälle geschehen immer nur zwischen verschiedenen Stämmen.

Wir streiften umher. Die Leute waren ebenso neugierig auf mich wie ich auf sie. Wir betraten das erste Haus, das uns hereinbat, und stiegen hinauf in den dunklen Wohnraum.

Er war voller Menschen, die sich in bitterem Ton beklagten. Da sämtliche fünf großen Stämme dem türkischen *Sergherdé* die Gefolgschaft verweigerten, konnten die Männer nicht mehr auf den Basar gehen. Sie waren wütend, entmutigt, mürrisch. Im vergangenen Jahr hatte der Sultan verlangt, ein Teil des besten Weidelandes von Kilmeni solle an Montenegro abgegeben werden, als Gefälligkeit gegenüber dem Herrscher. Welches Recht erlaube es dem Sultan, ihr Land wegzugeben? Wenn er Land verschenken wolle, dann solle er Stambul hergeben, das ihm gehöre, aber nicht Land, das schon lange, bevor die Türken kamen, zu Albanien gehörte. Was hat die türkische Regierung jemals für uns getan? Es gibt keine einzige Straße im Land. Gebt uns eine gerechte Regierung. Wir sind arm und unwissend. Die Türken tun nichts für uns, außer mit Hilfe von Bestechung. Von ihnen werden wir nie Gerechtigkeit erfahren. Die Männer schworen, sie würden jedem ausländischen Prinzen, der sie führen wolle, in Treue folgen. Vor fünfundzwanzig Jahren hätten sie geglaubt, die Rettung sei nahe, aber Österreich habe sie verraten. Nun wüssten sie we-

der, an wen sie sich wenden, noch, woher sie Munition bekommen sollten, mit der sie sich freikämpfen könnten.

Zwei Personen dieses melancholischen Haushalts waren Gäste, auf der Flucht vor Blutrache, und ihr Schutz oblag den Gastgebern. Einer der Geflüchteten war erst fünfzehn, kam aus Skreli und hatte gerade seinen ersten Mann getötet. Er war ein großer, dunkler Junge, der älter aussah. Ich glaube, sein erstes Blut lag ihm schwer auf der Seele – nicht als Verbrechen, sondern als ein Ereignis, das ihn plötzlich mit den brutalen Tatsachen des Lebens bekannt gemacht hatte. Er saß nur stumm da. Der anfängliche Siegesrausch war verflogen. Wir sprachen mit ihm. Er war in Skutari zur Schule gegangen und konnte ein wenig lesen und schreiben. Jetzt würde er nicht mehr dahin zurückkehren können. Als Ausgestoßener war er für sein Überleben auf die Mildtätigkeit anderer angewiesen, all seine Bewegungen wurden von dem Bluträcher verfolgt. Die Situation lähmte ihn. Warum hatte er diesen Mann getötet? Das Gesetz verpflichtete ihn dazu. Seine Gastgeber fügten hinzu, die türkischen Behörden hätten dem Stamm befohlen, dass sein Elternhaus (da er selbst keines besaß) niedergebrannt würde, doch da der Stamm in Fehde mit dem türkisch verwalteten Skutari lag, gehorchte man nicht.

Der zweite Gast war ein erschöpft wirkender Mann um die vierzig. Auch er sagte, er sei »verpflichtet gewesen zu töten. Es gibt keine Regierung. Gott möge uns helfen! Nach dem alten Gesetz musst du den Mann, der dich verletzt hat, deinerseits töten, sonst wird er dich immer schlimmer behandeln.« Die Familie, die die beiden beherbergte, befand sich ebenfalls in Blutfehde, und nur die Frauen konnten das Haus verlassen und sich frei bewegen. Man diskutierte, welche Macht sie retten könnte. Der österreichische Konsul taugte nichts, sagten sie. Er habe sie kürzlich besucht und sei ein Feigling. »Wir haben ihm Kaffee gekocht, und er überließ seiner Frau die erste Tasse. Er hatte Angst vor einer Frau!«

»Das«, sagte Marko, »ist Sitte *alla franga*.«

»Ich würde meine Frau nie zusammen mit mir essen lassen«, sagte der Mann, der Blut schuldete. »Sie muss stehenbleiben und warten, bis ich fertig bin. Was ist das nur für ein Konsul!« Und er brüllte vor Lachen – ein kurzer Heiterkeitsanfall inmitten des allgemeinen Trübsinns.

Wir verließen das düstere, blutvergiftete Haus und gingen weiter, nur um gleich darauf von einer Gruppe Männer und Frauen angehalten zu werden, die das Auftauchen einer vollkommen Fremden höchst alarmierend fand. Sie wollten von mir wissen, was ich hier zu schaffen hätte. Gehorsam setzten wir uns nieder und gaben die feierliche Erklärung ab, dass ich nicht gekommen sei, um nach einem Schatz zu suchen, und auch nicht vorhätte, in der Nacht ungeahnte Mengen von Gold abzutransportieren. Das erleichterte sie, und ein alter Mann bat uns sofort in sein Haus, eine elende Einzimmerhütte mit einem Boden aus feuchter Erde und ohne Fenster. Der Webstuhl mit einem halb fertigen Stück Kattun stand im Eingang, weil es nur dort genug Licht zum Arbeiten gab. Der zerlumpelte alte Mann führte uns mit geradezu höfischer Anmut nach drinnen, gab uns die einzigen beiden Hocker und wies seinen Sohn an, Kaffee zu kochen. Unterdessen zeichnete ich den Webstuhl. Sie waren entzückt. Sie hatten noch nie eine Frau gesehen, die schreiben konnte, und noch nie irgendjemanden, der einen Webstuhl »schreiben« konnte. In den Bergen unterscheiden die Leute nicht zwischen Schreiben und Zeichnen. Ich bin mir gar nicht sicher, ob ihnen überhaupt der Unterschied zwischen den beiden Prozessen klar ist. Einer meinte, eine »schreibende Frau« sei doch eine gute Partie, aber Marko erklärte, diese Sorte Frau würde niemals Holz und Wasser holen gehen, was die Begeisterung dämpfte.

Als ich zum Gehen aufbrach, fragte der alte Mann, ob wir denn ein Dach für die Nacht hätten. »Wir sind arm. Brot, Salz und unsere Herzen sind alles, was wir anbieten können. Aber

Sie sind herzlich willkommen, so lange bei uns zu bleiben, wie Sie möchten.«

Es beglückte mich, dass es selbst in den jämmerlichsten Winkeln der Erde so viel menschliche Güte gibt.

Gegen Abend setzte ich mich mit meinen drei Männern vor die Kirche ins Gras und sah zu, wie am wolkenlosen Himmel nach und nach die Sterne erschienen. Eine Frau kam vorbei, die man hier scherzhaft als Nonne bezeichnete. Sie war eine dieser Frauen, die Jungfräulichkeit geschworen hatten. Diese hier hatte sich geweigert, den Mann zu heiraten, dem sie als Kind anverlobt worden war. Die »Nonne« setzte sich zu uns und neckte die Männer auf sehr weltgewandte Weise. Der *kirijee* erzählte unter schallendem Gelächter, dass solch eine Nonne in der Nachbarschaft einmal die Dienerin eines Priesters gewesen sei. So makellos von Charakter und so gottesfürchtig sei sie gewesen, dass alle meinten, sie würde, wenn sie sterbe, auf der Stelle ins Paradies gelangen. Und als der Priester starb, schockierte sie den gesamten Stamm, weil sie einen Moslem aus Gusinje heiratete! Jetzt konnte sie mit ihrem Ehemann nie mehr nach Hause zurückkehren, denn das würde Blut bedeuten.

Ich fragte, wie alt sie bei ihrer Heirat gewesen sei. Vierzig, und ihr erster Verlobter habe schon vor langer Zeit eine andere geheiratet. Darauf meinte ich, es sei doch sehr ungerecht, eine Frau von vierzig Jahren an ein Versprechen zu binden, das zu einer Zeit für sie gegeben wurde, wo sie noch kaum geboren war. Das habe sie in die Sünde getrieben – wenn es überhaupt eine Sünde sei –, einen Moslem zu heiraten, weil kein Christ so mutig gewesen sei, sie zur Frau zu nehmen. Empört erwiderten alle, sie habe aber doch die Ehre ihres ersten Verlobten beschmutzt und auch die von zwölf Zeugen, vor denen sie Jungfräulichkeit geschworen habe. Und nun hofften sie, wenig mitfühlend, dass es der Frau jetzt sehr schlecht ergehen möge und dass sie bereue. Doch sie war fort, auf der anderen

Seite der Prokletija (der »fluchbeladenen Berge«), und ich habe nie erfahren, wie die Geschichte der Frau, die einen Moslem heiratete, ausgegangen ist.

Unser Kastrati-Führer bot an, uns weiter nach Bridzha in Hoti zu begleiten, was unser nächstes Reiseziel war. Und so brachen wir frühmorgens auf. Der Weg über die untere Kastrati-Ebene ist gut – die rote Erde ist sorgfältig von Geröll befreit, und wo es möglich ist, hat man gesät. In den felsigen Bereichen wachsen Bergulmen und Straucheichen. Wir ritten landeinwärts, parallel zum Licheni Hoti (dem See von Hoti), einem langen, versumpften Arm des Sees, der in die Ebene führt und Kastrati von Hoti trennt. Auf der Kastrati-Seite säumen ihn niedrige Hügel, Schauplatz des unglückseligen Aufstands vom Mai 1883, auf den die Menschen sich beziehen, wenn sie davon sprechen, dass Österreich sie »betrogen« habe.

Und so geht die Geschichte. Ein »Ungar«, der sich mal Delmotzi und dann wieder Lemass nannte, reiste durch das Große Gebirge und sprach überall von Freiheit. Damals war eine Kommission zu Fuß unterwegs, um die albanisch-montenegrinische Grenze festzulegen. Er erzählte den Leuten, ihnen würde dabei noch mehr Land entrissen. Wenn sie sich aber erhoben, um es zu retten, sei ihnen die Unterstützung der Regierung von Österreich-Ungarn sicher, die nicht an einer Erweiterung der slawischen Grenzen interessiert sei.

»Ich habe ihm geglaubt«, sagte ein alter Mann, der dem »Ungarn« als Führer gedient hatte. »O Gott, ich habe ihm geglaubt! Ich habe geglaubt, wir könnten uns so von der Türkenherrschaft befreien. Er fragte, wie lange unsere Munition reichen würde, und wir sagten: ›Zwei Wochen.« In vier Tagen kommt Hilfe«, versprach er uns.«

Also erhoben sich die Stämme der Kastrati und Hoti und überrumpelten die türkische Obrigkeit. Wären alle Stämme sofort aufgestanden, hätten sie zweifellos, zumindest für eine gewisse Zeit, alles hinwegfegen können, was ihnen im Wege

stand. Doch entweder waren die Versprechungen des »Ungarn« nicht von oben abgesegnet, oder Österreichs Pläne hatten sich geändert. Zu jener Zeit waren die meisten Priester Ausländer und standen unter österreichischem Einfluss. Und sie hielten ihre Schäfchen, die den Aufstand zur Befreiung unbedingt unterstützen wollten, dadurch zurück, dass sie ihnen erklärten, die Befehle zum Widerstand seien noch nicht eingetroffen. Unterdessen eilten die türkischen Truppen an Ort und Stelle. Die glücklosen Aufständischen sicherten die niedrige Hügelkette und verteidigten sich mit der Grausamkeit der Verzweiflung. Als sie fast keine Munition mehr hatten, stürzten sie sich in einem letzten Aufbäumen auf die Soldaten, machten sich über die Toten her und entrissen Lebenden und Toten die Patronen aus ihren Gürteln. Der österreichische Konsul Lippich und der französische Konsul intervenierten, um ein endgültiges Massaker zu verhindern. Es wurde ein Waffenstillstand vereinbart, und die Überlebenden wurden, unter Zusage sicheren Geleits, dazu überredet, sich nach Hause zu begeben. Doch die Türken überfielen sie einzeln, metzelten viele nieder und setzten ihre Häuser in Brand. »Möge Gott den erschlagen, der sein Vertrauen in einen Türken setzt«, lautet ein balkanisches Sprichwort.

Was hinter dieser ganzen Geschichte steckt, werden wir nie erfahren. Dass Österreich in die Sache verwickelt war, sei bewiesen, sagen die Leute. Denn einer der Anführer – wütend über den Verrat – reiste sofort nach Wien und verlangte Entschädigung. Eine Visitenkarte, die der »Ungarn« ihm gegeben hatte, verschaffte ihm unmittelbaren Zutritt zu Baron Kallay, der ihm nun einen Posten in der bosnischen Gendarmerie anbot (den er empört zurückwies, da er sein Heimatland auf keinen Fall verlassen wollte) und ihm eine kleine Summe Geld gab. Von dem »Ungarn« wurde nie wieder etwas gehört, aber die Leute sprechen noch immer gern über die Eisenbahn und die Straßen, die er ihnen versprochen hatte.

Wir passierten die Grenze zwischen Kastrati und Hoti. Weit hinten am Ende des ansteigenden Tals leuchtete die Kirche von Bridzha als einzelner weißer Fleck. Sie schien meilenweit von allem entfernt. Ich fragte, ob eines der Häuser, die sich am Fuße des Bergs zusammendrängten, uns wohl ein Mittagessen servieren könne. Das Haus des *bariaktar*, sagte der Kastrati-Führer sehr bestimmt, würden wir nicht betreten, weil er ein Moslem sei. Doch er kenne ein großes christliches Haus, das uns gut bewirten werde.

Wir fanden ein wüstes Durcheinander aus Brettern und Pfählen vor, denn der Besitzer und die Männer seines Hauses waren dabei, es zu erweitern. Wir stiegen eine verwegene Treppe hinauf, krochen durch ein Loch in der Wand und tauchten ein in eine gewaltige, höhlenartige Dunkelheit. Nur drei Jakobsleitern aus Sonnenlicht, auf denen Rauchengel wirbelnd auf und nieder schwebten, drangen zwischen zerbrochenen Ziegeln durchs Dach und erhellten den Raum. Die zwei winzigen Gucklöcher am anderen Ende wirkten wie blasser Sterne in der Finsternis.

Unser Empfang war herzlich. Kissen und Schaffelle wurden für uns ausgebreitet, und eine Frau warf ein großes Reisigbündel ins Feuer, das in einer Ecke unter einer riesigen Haube glühte. Als meine Augen sich an den abrupten Übergang von blendender Helligkeit in schwarze Dunkelheit gewöhnt hatten, konnte ich die herrliche Szenerie im Einzelnen bewundern.

Es war ein sehr großer Raum, vollgestopft mit verschiedensten Waren – und er war so riesig, dass die siebenundzwanzig Personen, die sich an beiden Enden versammelten, wie zwei kleine Grüppchen wirkten. Ganz weit hinten bei dem überdachten Feuer bereiteten die Frauen – als dunkle Silhouetten vor den Flammen – das Mittagsmahl zu.

Ein roter Widerschein tanzte auf den rauchgeschwärzten Deckenbalken. Plump angestrichene Truhen, zwanzig oder mehr, die die Habe der Familie enthielten, waren in einer lan-

gen Reihe übereinander gestapelt. Waffen und Feldgerätschaften hingen an Haken an Wänden und Querstreben. Mehl und fast sämtliche sonstige Lebensmittel lagerten in zu Fässern ausgehöhlten großen Baumstämmen. Es herrschte ein unbeschreibliches Durcheinander aus alten Kleidern, Sätteln, Zaumzeug und Patronengürteln, die in wüsten Haufen im Raum verteilt waren.

Das Bettzeug – dicke Laken aus weißem, selbst hergestelltem Filz, Kissen aus roter Baumwolle und geflochtene Schilfmatten – stapelte sich auf den Truhen.

Der Fußboden bestand aus dicken, kurzen, mit der Axt behauenen Bohlen, und die mächtigen Wände, gegen die nur eine kräftige Artillerie irgendeine Chance hätte, waren aus nackten, unbehauenen Steinen errichtet. Getrocknetes Fleisch sowie lange Girlanden aus kleinen getrockneten Fischen für die Fastentage hingen von der Decke.

Eigentlich war es eher eine Art riesiger Keller als ein Haus. Und in seinen Ausmaßen, seiner Düsternis und seinem Chaos hatte es sogar etwas Erhabenes und Urzeitliches. Selbst Höhlenmenschen werden mit kaum weniger Luxus gelebt haben.

Gegen Mittag strömten die Männer von der Baustelle herein. Kaffee und *rakia* flossen in Strömen. Eine *sofra* (niedriger runder Tisch) wurde hereingetragen, und in die Mitte legten die Frauen in Stücke geschnittenen gesalzenen Schafskäse; damit sollte der *rakia* besser runtergehen.

Der Kastrati-Mann wurde ganz besonders zum Trinken benötigt; seine Anwesenheit erregte große Heiterkeit. Und der »Witz« war ein speziell albanischer. Nicht nur lag Kastrati in Blutfehde mit Hoti, sondern Kastrati hatte ausgerechnet die Ehre genau des Hauses beschmutzt, in dem wir gerade saßen, und zwar so schlimm, dass beide Stämme geschlossen in diese Fehde verwickelt waren. Ohne das sichere Geleit eines Hoti-Mannes – bzw. ohne den Schutz durch einen Fremden, in diesem Fall war ich das – hätte mein fröhlicher junger

Kastrati-Führer die Grenze nur unter Lebensgefahr überqueren können. Und nun hatte er beschlossen, sich direkt in die Höhle des Löwen zu begeben. Diese »Dreistigkeit« gefiel allen außerordentlich gut. Jeder trank auf seine Gesundheit, er war der Ehrengast, und heiter diskutierte man, wie viel Blut es wohl noch erforderte, bis der Frieden wiederhergestellt war. Der Herr des Hauses war ganz offen: fünf, glaubte er, seien nötig. Und der Kastrati meinte ebenfalls, mit fünf würden sie sich zufriedengeben. Man ließ ihn allerdings wissen, dass das mit seinem Besuch hier zwar in Ordnung gehe, dass er aber, falls er seinen Auftrag ausführen und mich bis nach Bridzha bringen werde, keinen Schritt darüber hinaus tun dürfe. Ich fragte ziemlich besorgt, wie er denn dann zurückkehren solle, denn ich hatte nicht vor, wieder umzudrehen, um ihm Schutz zu gewähren. Sie lachten und versprachen ihm sicheres Geleit. Das sei »alles im Spiel inbegriffen«.

Der Hausherr war ein geradezu überschwänglicher Gastgeber – er war stolz darauf, ein Hoti-Mann zu sein, stolz auf sein großes Haus und glücklich, dass er alles darüber erzählen konnte.

Gott sei Dank habe er nicht nur genug für seine Familie, sondern auch für alle seine Freunde. Ich sei herzlich eingeladen, so lange zu bleiben, wie ich wolle. Herden besitze er in Hülle und Fülle. Seine Felder erbrächten, wenn es genügend regne, acht Pferdadelungen Mais. (Ein *tovar* – eine Pferdadelung – sind 100 *okes*. Ein *oke* sind fast zweieinhalb Pfund). Wenn es doch nur eine anständige Regierung gäbe und ein Mann sich seiner Habe sicher sein könnte, dann würde es ihnen allen sehr gut gehen. Die Türken? – er hasse sie. Von denen sei keine Gerechtigkeit zu erwarten.

Er missbilligte die Blutrache, aber solange es keine Regierung gebe, müsse ein Mann seine Ehre und seinen Besitz gemäß dem Brauch der Berge selber schützen. Zu seinem Haus gehörten acht mit Waffen ausgestattete Männer, sechs Frauen und acht Kinder, außerdem acht nagelneue Mauser, die pro